

DONATELLA
DI PIETRANTONIO
ARMINUTA

ROMAN

KUNSTMANN

wie mit vorwurfsvollen Augen. Auf dem Rückweg, am Bahndamm entlang zusammen mit meiner Mutter, raschelte die Tüte bei ihren letzten Zuckungen.

Beim Erzählen war mir, als schmeckte ich die frittierten Fische, die gefüllten Calamari und die Fischsuppen, die sie zubereitete, noch auf der Zunge. Wer weiß, wie es meiner Mutter jetzt ging. Ob sie wieder ein bisschen zu essen angefangen hatte, ob sie öfter mal aufstand. Oder ob sie in irgendeinem Krankenhaus lag. Über ihre Krankheit hatte sie mir nichts sagen wollen, bestimmt wollte sie mich nicht erschrecken, aber in den letzten Monaten hatte ich sie leiden sehen, sie ging nicht einmal mehr an den Strand, obwohl sie sonst immer schon in den ersten lauen Maitagen damit angefangen hatte. Mit ihrer Erlaubnis ging ich allein zu unserem Sonnenschirm, mittlerweile sei ich ja groß genug, sagte sie. Auch am Tag meiner Abreise bin ich am Strand gewesen und habe mit den Freundinnen sogar Spaß gehabt, ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Eltern tatsächlich den Mut aufbringen würden, mich zurückzugeben.

Ich war noch immer braun, unterbrochen vom Weiß in Form eines Bikinis. In diesem Jahr brauchte ich einen Büstenhalter, ich war kein Kind mehr. Auch meine Brüder waren braun, aber nur da, wo bei der Arbeit oder beim Spielen im Freien die Sonne hinkam. Wahrscheinlich hatten sie sich am Anfang des Sommers geschält und waren dann erneut braun geworden. Vincenzo trug auf dem Rücken die dauerhafte Landkarte seiner Sonnenbrände.

»Hattest du auch Freundinnen in der Stadt?«, fragte Adriana. Sie hatte eben am Fenster eine Klassenkameradin begrüßt, die unten auf dem Platz nach ihr rief.

»O ja. Vor allem Patrizia.«

Mit Patrizia zusammen hatte ich auch im Frühling den Bikini ausgesucht. Wir hatten ihn in einem Geschäft in der Nähe des Schwimmbads gekauft, auch dorthin gingen wir zusammen. Sie war eine Superschwimmerin, ich ging eher gezwungenermaßen hin. Mir war immer kalt: bevor ich ins Wasser stieg, wenn ich wieder herauskam. Das Grau in dem Becken, der Chlorgeruch, das alles gefiel mir nicht. Aber jetzt, wo alles anders war, sehnte ich mich sogar danach.

Wir wollten uns den gleichen Bikini kaufen, Pat und ich, um uns am Strand mit unseren neuen Formen zu zeigen. Im Abstand von einer Woche hatten wir unsere erste Monatsblutung gehabt, und auch das Aufblühen der Pickel schien abgestimmt zu sein. Unsere Körper zeigten sich gegenseitig den Weg.

»Dir steht der hier besser«, hatte meine Mutter zwischen den Regalen des Geschäfts gerufen und einen weniger knappen Bikini hochgehalten. »Und die Haut am Busen ist auch besonders zart, weißt du, mit dem anderen würdest du dir einen Sonnenbrand holen.« Ich

erinnere mich an jedes Detail dieses Nachmittags, am nächsten Tag ist sie krank geworden.

So hatte ich auf den winzigen Bikini mit Schleife zwischen den Körbchen und an den Hüften verzichtet. Patrizia nicht, sie wollte ihn trotzdem. Sie kam oft zu uns nach Hause, ich zu ihr seltener; meine Eltern fürchteten, die Untugenden ihrer Familie könnten mich anstecken. Sie waren fröhlich, ein wenig zerstreut und unordentlich. Nie sahen wir sie sonntags in der Messe, nicht einmal zu Ostern und Weihnachten, vielleicht standen sie nicht früh genug auf. Wenn sie Hunger hatten, aßen sie, was ihnen gerade passte, und sie verwöhnten auch ihre zwei Hunde und eine ungezogene Katze, die auf den Tisch sprang, um die Reste zu stehlen. Ich erinnere mich an die nachmittäglichen Brote, die wir uns allein schmierten, mit Wellen von Schokolade, auch wenn das den Zähnen schadete.

»Die gibt mir Kraft zum Schwimmen«, sagte Pat. »Nimm doch noch eine Scheibe, deine Mutter sieht es ja nicht.«

Nur einmal durfte ich bei ihr übernachten. Ihre Eltern waren ins Kino gegangen, und wir saßen bis spät vor dem Fernseher und knabberten Chips, und dann blieben wir noch fast die ganze Nacht wach und redeten von Bett zu Bett, mit der Katze, die schnurrend auf der Decke lag. Solche Freiheiten war ich nicht gewöhnt, am nächsten Tag wäre ich zu Hause beinahe über dem Hühnerbrustfilet eingeschlafen.

»Die werden dir doch nichts gegeben haben?«, fragte meine Mutter besorgt.

Patrizia hielt es für einen Scherz, als ich ihr sagte, ich müsse weggehen. Anfangs begriff sie diese Geschichte von der echten Familie, die mich wiederhaben wollte, nicht, und ich begriff sie noch weniger, als ich sie aus meinem eigenen Mund hörte, so wie man sie mir erzählt hatte. Ich musste sie erneut erklären, und plötzlich wurde Pat von Schluchzern geschüttelt. Da bin ich wirklich erschrocken, an ihrer Reaktion erkannte ich, dass mir etwas Schlimmes bevorstand. Pat weinte sonst nie.

»Hab keine Angst, deine Eltern, diese hier, meine ich, werden das nicht zulassen. Dein Vater ist doch Carabinieri, er wird schon einen Ausweg finden«, versuchte sie, mich zu trösten, als sie sich wieder gefasst hatte.

»Er sagt immer wieder, dass er's nicht verhindern kann.«

»Deine Mutter ist bestimmt fix und fertig.«

»Seit einer Weile geht es ihr nicht gut, vielleicht seit sie weiß, dass sie mich nicht mehr behalten kann. Oder sie hat beschlossen, mich wegzugeben, weil sie krank ist und es mir verheimlichen will. Eine Familie, die nie aufgetaucht ist, und jetzt wollen sie mich auf einmal zurückhaben – das kann ich einfach nicht glauben.«

»Wenn man dich so anschaut, ähnelst du allerdings keinem von deinen Eltern. Jedenfalls nicht denen, die wir kennen.«

Die Idee kam mir dann in der Nacht, am Morgen teilte ich sie Patrizia unter ihrem

Sonnenschirm mit. Wir schmückten sie bis in die kleinsten Einzelheiten aus und waren von unserem Plan begeistert. Nach dem Mittagessen lief ich schnurstracks zu ihr, ohne meine Mutter, die im Schlafzimmer ruhte, um Erlaubnis zu fragen. Zu der Zeit hätte sie mich sowieso gehen lassen, mit einem müden, gedankenverlorenen Ja.

Pat öffnete mir mit gesenktem Kopf, hielt sich an der Türe fest und schob mit dem Fuß barsch die Katze weg, die ihr mit dem Schwanz um die Beine strich. Ich wollte schon gar nicht mehr eintreten. Doch sie nahm mich an der Hand und begleitete mich zu dem Nein, das ihre Mutter mir sagen musste. Wir Mädchen hatten uns ausgedacht, dass wir am folgenden Tag vom Strand zusammen zu Pat gehen würden und ich mich dort verstecken würde, solange es nötig war, auch ein, zwei Monate. Wenn ich verschwunden wäre, würden sich diese ganzen Eltern vielleicht mehr anstrengen, um eine Lösung für mich zu finden. Ich würde auch daheim anrufen, aber nur einmal und nur ganz kurz – wie im Kino –, um sie zu beruhigen und ihnen meine Bedingungen zu diktieren.

»Ich geh nicht zu denen. Entweder ich ziehe zu euch, oder ich hau ab und zieh durch die Welt.«

Pats Mama umarmte mich fest, mit der gewohnten Herzlichkeit und einer neuen Verlegenheit. Sie machte etwas Platz auf dem Sofa und bedeutete mir, mich neben sie zu setzen. Auch sie schob die Katze weg, es war nicht ihr Moment.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte sie. »Du weißt, wie sehr ich dich mag. Aber das geht nicht.«

»Hat's dir in der Stadt nicht gepasst?«, fragte mich Vincenzo unvermittelt.

Wir waren im Abstellraum im Souterrain des Wohnhauses. An den Wänden entlang ein unförmiger Haufen kaputter Körbe, von der Feuchtigkeit wellige Kartons, eine löchrige Matratze, aus der Wollflocken herausquollen. In einer Ecke eine Puppe ohne Kopf. In dem wenigen freien Raum in der Mitte schälten wir Kinder die Tomaten zum Einmachen und schnitten sie in Stücke, ich aber war die langsamste.

»Das hat die Signorina wohl noch nie gemacht«, hatte mich schon einer der Brüder mit Fistelstimme verhöhnt.

Der Kleine tauchte einen Arm in den Eimer mit den Abfällen und steckte ein Stückchen in den Mund. Die Mutter war gerade nicht da, sie war etwas holen gegangen.

»Also? Wieso bist du hierhergezogen?«, hakte Vincenzo nach und wies mit rot verschmierter Hand in die Runde.

»Das hab ja nicht ich entschieden. Meine Mutter hat gesagt, ich wäre jetzt groß und meine echten Eltern wollten mich wiederhaben.«

Die Augen auf mich gerichtet, hörte Adriana aufmerksam zu, sie brauchte nicht auf ihre Finger und das Messer zu schauen, mit dem sie arbeitete.

»So 'n Quatsch! Schlag's dir aus dem Kopf, von dir hat hier keiner geträumt!«, sagte Sergio, der gemeinste. »He, Ma«, brüllte er dann nach draußen, »stimmt es wirklich, dass du sie zurückgewollt hast, diese blöde Gans?«

Vincenzo schubste ihn mit dem Arm, und Sergio fiel hämisch lachend von der umgedrehten Holzkiste, auf der er saß. Mit dem Fuß stieß er gegen einen halb vollen Behälter, und ein paar schon geschälte Tomaten landeten auf dem Zementboden im Staub. Ohne zu überlegen, wollte ich sie wegwerfen, doch mit einer raschen, erwachsenen Bewegung nahm Adriana sie mir noch rechtzeitig weg. Sie spülte sie ab und drückte sie aus, bevor sie sie in den großen Topf zurücktat. Schweigend drehte sie sich um und fixierte mich, hatte ich verstanden? Man durfte nichts vergeuden. Ich nickte.

Die Mutter brachte die sauberen Flaschen, in die die Tomaten abgefüllt wurden. In jeder lag schon ein Basilikumblatt.

»O Gott, hast du etwa heut deine Tage?«, fragte sie mich schroff.

Vor Scham antwortete ich zu leise.

»Was? Ja oder nein?«

Mit einer Geste des Fingers wiederholte ich mein Nein. »Ein Glück, sonst wär hier alles verschimmelt. Wenn du deine Blutung kriegst, kannst du bestimmte Arbeiten nicht machen.«

Auf dem Feuer, das in einem Winkel zwischen dem Wohnhaus und der erdigen Böschung brannte, wurden die Flaschen mit Sugo dann in einem riesigen Kessel im Wasserbad sterilisiert und waren gerade fertig. Da erschien Vincenzo, sich immer wieder umblickend, mit einem halben Sack voll Maiskolben und überhörte geflissentlich die Frage, wo er die herhätte. Wir entfernten die Blätter und den Bart, die Körner innen waren zart und verspritzten Milch, wenn man sie mit dem Fingernagel ritzte. Ich beobachtete die anderen und machte es wie sie. Der Rand eines Blatts schnitt mir in meine noch zu weiche Haut.

Anschließend röstete Vincenzo sie über der verbleibenden Glut und wendete sie ab und zu mit bloßen Händen, mit einem raschen Schubs seiner schwieligen Fingerspitzen.

»Wenn sie ein bisschen angekohlt sind, schmecken sie besser«, erklärte er mir mit einem schiefen Lächeln.

Den ersten hielt er Sergio, der sich schon freute, kurz vor die Nase und reichte ihn dann mir. Ich verbrannte mich daran.

»Recht geschieht's ihr«, knurrte Sergio, während er wartete, bis er an die Reihe kam.

»Maiskolben habe ich fast noch nie gegessen, und nur gekocht. So sind sie viel leckerer«, sagte ich.

Niemand hörte es. Stumm half ich Adriana, alle Gefäße zu spülen, die wir für die Soße gebraucht hatten, und sie wieder im Abstellraum zu verstauen.

»Kümmere dich nicht um Sergio, der ist zu allen gemein.«

»Womöglich hat er recht, vielleicht haben deine Eltern mich gar nicht zurückgewollt. Inzwischen bin ich mir sicher, dass ich hier bin, weil meine Mutter krank ist. Aber ich wette, wenn sie wieder gesund ist, kommt sie mich holen.«